Theater gegen Rechts

Hannover (dpa) Die Theater in Deutschland sehen sich immer wieder Angriffen von Seiten der AfD und anderen Rechten ausgesetzt. „Verbal geschieht das auf eine aggressive, giftige Art“, sagte der Präsident des Deutschen Bühnenvereins, Ulrich Khuon. „Im Grunde wird alles, was nicht AfD ist, als linksversifft bezeichnet. Außerdem gibt es den Weg über Gerichte und Kleine und Große Anfragen in den Parlamenten.“ Khuon ist Intendant am Deutschen Theater Berlin. Dessen Performance „Gala Global“, in der es um die Suche nach Weltbürgern geht, hatten im vergangenen Juni Anhänger der rechtsextremen „Identitären Bewegung“ gestört. Die Bühnen tauschten sich bundesweit über den Umgang mit Anfeindungen aus, sagte Khuon.

Die „Erklärung der Vielen“ ist eine bundesweite Kampagne von Kulturschaffenden, die sich gegen Rassismus und rechte Populisten aussprechen. Foto: Charisius/dpa

Zudem haben sich schon rund 500 Kulturinstitutionen der Bewegung „Die Vielen“ angeschlossen, die sich für Kunstfreiheit und gegen Rechtspopulismus und Rassismus einsetzt.

Das politische Theater maße sich an, die moralisch zulässigen Antworten auf komplexe gesellschaftliche Debatten zu kennen, sagte der kulturpolitische Sprecher der AfD im Bundestag, Marc Jongen, der dpa. Wer diese Antworten nicht teile, dem werde auf der Bühne der „Schauprozess“ gemacht. Deshalb stelle die AfD Anträge auf Kürzungen von Förderungen.

Spott aus der Schublade

Hofzeremoniell und Kasperltheater: Münchner Ausstellung über den Grafen Pocci

Von Annette Krauß

München (DK) Graf Franz von Pocci wusste genau, wer ihn einmal am Ende seines Lebens betrauern würde – er starb 1876 mit 69 Jahren in seiner Heimatstadt München. In einer Tuschzeichnung mit dem Titel „Ein Leichenzug“ folgen dem mit Wappen und Ritterhelm geschmückten Sarg unter anderem der Kasperl Larifari, der Sensenmann, eine Katze und zwei Kinder. Denn Pocci hatte das Münchner Marionettentheater von „Papa Schmid“ protegiert, den bis heute berühmten Kasperl Larifari erfunden und sich damit ein Denkmal gesetzt, obwohl sein eigentlicher Beruf der des Zeremonienmeisters am Hof der bayerischen Könige war. Aber vielleicht ist zwischen einem Kasperltheater und dem Hofzeremoniell kein allzu großer Unterschied, lässt sich mutmaßen angesichts von Zeichnungen und Karikaturen aus der Hand des Grafen. Eine Auswahl seiner Blätter sind jetzt im Vitrinengang der Pinakothek der Moderne zu sehen unter dem Titel „Franz von Pocci – Phantasie und Spott“.

Anlass für die kleine Ausstellung mit kurzer Laufzeit ist die Zustiftung von insgesamt 82 Zeichnungen Poccis durch den Münchner Juristen Max Oppel, der im Lauf von 60 Jahren diese beachtliche Sammlung zusammengetragen hat. In der Ausstellung sind diese Neuzugänge zwischen den Blättern der Staatlichen Graphischen Sammlung kenntlich durch die Inventar-Nummer GVS, und wer dieser diskreten Spur folgt, entdeckt Zeichnungen, die mit Spott nicht geizen: Da tragen vier Honoratioren die Büste von Lola Montez – und die umstrittene Geliebte von König Ludwig I. hat mitten im Gesicht eine dicke Knollennase. Boshaft zeichnet er den hageren Intendanten des Münchner Hoftheaters Freiherr Franz von Dinglstedt „und Gemahlin“ – der Sopranistin Jenny Lutzer rutscht ein schiefer Busen aus dem viel zu großen Dekolleté. Pocci nutzte für diese Skizzen einfaches Schreibpapier – wahrscheinlich ist so manche Karikatur während langweiliger Sitzungen entstanden.

Bekannt wurde er als „Kasperlgraf“: Franz Graf von Pocci (1807–1876) war nicht nur Zeremonienmeister, Hofmusikintendant und Erfinder des Kasperl Larifari, sondern ein geradezu besessener Zeichner. Einige seiner Zeichnungen wie „Das Ende der Romantik“ (1858, oben) oder „Grausame Moritaten oder wie der Pasquillant totgeschlagen wird“ (1850) sind derzeit in der Pinakothek der Moderne ausgestellt. Fotos: Staatliche Graphische Sammlung München

Andere Blätter hat Pocci sorgfältig mit Aquarellfarben ausgearbeitet, etwa die Illustration zum „Brandner Kaspar“ nach der Erzählung des Franz von Kobell oder Blätter zu Kaiser Barbarossa, der 1859 in seiner Berghöhle erwacht, weil es Bestrebungen der deutschen Fürstentümer zu einem Zusammenschluss gibt, aber bereits ein Jahr später zeichnet Pocci die Enttäuschung mit Feder aufs Papier und textet: „Schlaf, alter Kaiser, nur immer zu… / Ihr Mannen alle, Groß und Klein, / hört's: nie mehr soll ein Deutschland seyn!?“

Andreas Strobl, Referent für die Kunst des 19. Jahrhunderts an der Graphischen Sammlung, bezweifelt, dass Pocci solche Blätter für die Öffentlichkeit gefertigt hat – viel strenger als in Frankreich war in Deutschland die Zensur. Und so blieb vieles künstlerischer Zeitvertreib, was Graf Pocci komponiert, gedichtet, erzählt und gezeichnet hat – und manches war so harmlos schön wie die kleinen Zwerge, die an einem Bierhumpen empor kraxeln. Im Hauptberuf blieb Pocci Hofbeamter, und zumindest nach außen konnte er offensichtlich stets seine Loyalität wahren. Sein Spott blieb in der Schublade – bis ihn lange nach seinem Tod der Kunsthandel entdeckte.

Bis zum 27. Januar in der Pinakothek der Moderne, geöffnet täglich außer montags von 10 bis 18 Uhr, donnerstags bis 20 Uhr.

Wichtige Preise vergeben

Los Angeles (dpa) Das mexikanische Filmdrama „Roma“ von Regisseur Alfonso Cuarón (Foto) hat bei den US-Kritikerpreisen gleich vier Auszeichnungen abgeräumt. „Roma“ wurde bei den Critics' Choice Awards in der Nacht zum Montag in Los Angeles unter anderem als bester Film und bester nicht-englischsprachiger Film geehrt, sowie Cuarón für die beste Regie. Im vergangenen Jahr hatte der Hamburger Regisseur Fatih Akin mit seinem Film „Aus dem Nichts“ die Trophäe für den besten nicht-englischsprachigen Film gewonnen.

In zwei Schauspiel-Kategorien gab es unterdessen geteilte Preise: Lady Gaga („A Star Is Born“) und Glenn Close („The Wife“, Foto) gewannen die Auszeichnung als beste Schauspielerin in einem Film, Amy Adams („Sharp Objects“) und Patricia Arquette („Espace at Dannemora“) wurden beide als beste Schauspielerin in einer Kurzserie oder einem TV-Film ausgezeichnet.

Die Nebendarstellerpreise erhielten Mahershala Ali („Green Book – Eine besondere Freundschaft“) und Regina King („Beale Street"). Als „Beste Komödie“ wurde „Crazy Rich“ geehrt und „Mission: Impossible – Fallout“ schnappte „Black Panther“ und „Avengers: Infinity War“ den Preis für den besten Actionfilm weg.

Die Critics‘ Choice Awards sind wichtige Filmpreise. Ausgewählt werden sie von mehr als 300 Mitgliedern des Kritikerverbands Broadcast Film Critics Association aus den USA und Kanada. *Fotos: Lacroix/AFP, Pizzello/Invision/AP/dpa*

Rückkehr des dunklen Engels

Thomas Krafts Hommage an Jim Morrison im Ingolstädter Altstadttheater

Von Peter Felkel

Ingolstadt (DK) Er wolle zum Mond schwimmen, sang er. Den Sturm reiten. Zur anderen Seite durchbrechen – was immer auch dort sein mochte. Er war wild. Er war sexy. Und am Ende, am 3. Juli 1971, war er tot. Gestorben in Paris mit gerade mal 27 Jahren. An zu viel von allem, glaubt man der Legende. Vielleicht auch: an zu viel Leben. Jim Morrison war Frontmann der Doors, jener Rockband, die Ende der 60er-Jahre den düsteren Gegenentwurf zur grassierenden „Hippies mit Blumen im Haar“-Seligkeit gab.

Hommage an Jim Morrison: Thomas Kraft und Marie Brandis im Altstadttheater. Foto: Weinretter

„Riders On The Storm“ hat der in Herrsching lebende Autor und Kulturmanager Thomas Kraft seine Hommage an Morrison (der am 8. Dezember 2018 75 Jahre alt geworden wäre) überschrieben, mit der er jetzt im Ingolstädter Altstadttheater gastierte. An seiner Seite: die Jazzsängerin Marie Brandis, die zu düsteren, bisweilen psychedelisch-schillernden Soundscapes aus dem Rechner (kreiert und konzipiert von Keyboarder Hansi Enzensperger) Doors-Klassikern neue Seiten abzugewinnen vermag. So jedenfalls hat man „Break On Through (To The Other Side)“ und „Riders On The Storm“, „Light My Fire“ und „People Are Strange“, „Shaman's Blues“ und „Take It As It Comes“ noch nicht gehört.

Weit mehr als nur schmückendes Beiwerk sind diese eigenwilligen Interpretationen für Thomas Krafts kluge und sprachgewaltige Texte, die Biografisches und Anekdotenhaftes verbinden, die den Menschen hinter dem Mythos auszuleuchten suchen. Den verkrachten Filmstudenten, der mit seinen Eltern gebrochen hatte und Rockmusik vor allem als Transportmittel für seine Poesie betrachtete. Der von Antonin Artauds Theater der Grausamkeit eben so geprägt war wie von den Mysterien indianischer Schamanen. Der Dichter wie Arthur Rimbaud und William Blake bewunderte. Der Friedrich Nietzsche als seinen geistigen Vater betrachtete. Der mit Ray Manzarek, Robbie Krieger und John Densmore an seiner Seite die Rockmusik revolutionierte.

Derweil im Bühnenhintergrund Bandfotos, Morrison-Porträts, Plattencover, Bilder von Konzerten und Szenen des gesellschaftlichen Umbruchs in den 60ern vorbeiziehen, zitiert Kraft die Schriftstellerin Joan Didion, eine Bewunderin Morrisons, und Doors-Drummer Densmore, der der Lyrik des Sängers und dessen alkohol- und drogenbedingten Eskapaden oft genug mit Unverständnis begegnete. So entsteht Stück für Stück, Satz für Satz, Foto für Foto das Bild eines Getriebenen, der seine dionysische Lust am Rauschhaften, am Ekstatischen auslebte. Der sagte: „Mich interessiert alles, was mit Revolte, Unordnung, Chaos zu tun hat. Das, so scheint mir, ist die Straße zur Freiheit.“

Jim Morrison, der Rockstar, vor dem uns unsere Eltern immer gewarnt haben, kehrt für diesen Abend, der so viel mehr ist als ein „Veteranentreffen“, wie ihn Thomas Kraft anfangs augenzwinkernd nennt, zurück. Zur Freude des Publikums. „When the music's over, turn out the light.“ Letzte Worte. Aus.

Tiefgang statt Komik

Das Punk-Rock-Musical „American Idiot“ in der Münchner Tonhalle

Von Martin Buchenberger

München (DK) Sollen, oder dürfen die englischen Texte des grammyprämierten Albums „American Idiot“ der amerikanischen Punkband Green Day und das darauf basierende Musical ins Deutsche übersetzt werden? Eine Frage, die im Vorfeld der deutschen Inszenierung von Manuel Schmitt von „Green Day‘s American Idiot“ heftig diskutiert wurde. Eine Frage, die sich schnell erübrigt, denn die Band bestand wohl persönlich darauf und Songs wie „Wake Me Up When September Ends“ funktionieren in der Bearbeitung von Titus Hoffmann, der schon Bühnenerfolge wie „The Producers“ und „Next To Normal“ eingedeutscht hat, auch gut. „Weck mich auf, wenn der Herbst beginnt“ wirkt und stört den Sprach- und Soundfluss in keiner Weise. Abgesehen davon versteht man bei den Aufführungen in der Münchner Tonhalle sowieso nicht jedes Wort, was der Kraft der Story und der Songs aber keinen Abbruch tut.

Pünktlich laufen die Darsteller der „Punk Rock Opera“, wie Green Day ihr Konzeptalbum nennen, von den Seiten und durch den Mittelgang Richtung Bühne und stürmen energetisch die Szenerie, während die Band um den musikalischen Leiter Nicolai Benner am Keyboard mit dem Titelstück startet.

Das junge Ensemble aus zum Teil bekannten Akteuren wie Lukas Sandmann und Veronika Riedl ist motiviert und legt sich zum Ende des Münchner Gastspiels noch mal mächtig ins Zeug. Neben starken Songs wie „American Idiot“, „Holiday“ und „21 Guns“, das nicht vom „American Idiot“-Album, sondern von „21st Century Breakdown“ stammt, ist auch die einfache aber effektive Choreografie von Myriam Lifka mit viel Körperspannung sehr ausdrucksstark.

Die Sinnsuche der Kleinstadtfreunde Johnny, Will und Tunny in einer Welt nach dem 11. September ist dabei weniger politisch als poetisch in Szene gesetzt. Während der eine aufgrund der ungewollten Schwangerschaft seiner Freundin zurückbleibt und der andere zum Militär geht, erblickt Lukas Sandmann als Johnny die Lichter der Großstadt und erliegt dabei fast ihren Versuchungen. Zu den rockigen Nummern gehen die Musiker zusehends mit. Dennoch hinterlassen gerade die ruhigeren Stücke, manchmal nur mit Cello- oder Pianobegleitung wie „Wake Me Up When September Ends“ einen besonders tiefen Eindruck.

Im Gegensatz zu „normalen“ Musicals kommt die im Original unter anderem mit zwei Tony Awards ausgezeichnete Produktion ohne jegliche Komik aus, wirkt aber dank der Energie und Ernsthaftigkeit des Ganzen umso tiefer. Nach 90 Minuten wird erneut die Halle gestürmt und die Darsteller singen stehend auf Stühlen am Rand der Zuschauerreihen. Abschließend bittet Sandmann, alle für ein gemeinsames Selfie aufzustehen. Diese quasi erzwungenen Standing Ovations sind mehr als verdient. „Green Day's American Idiot“ – irgendwie erfrischend anders. Wollen wir es mal punkig nennen.

Gesellschaftskritik als Punkkonzert: Ein junges Ensemble führt „Green Day‘s American Idiot“ auf. Foto: Agnes Wiener/ Niklas Wagner